

# «Aufgeben kam nicht infrage»

Warum der Extremwanderer Peter Egger (28) um die Welt gewandert ist

INTERVIEW: IRIS MUHL

**Peter Egger aus Aarwangen wanderte in 511 Tagen 18 000 Kilometer um die Welt. Der Dachdecker versteht sich als Christ, suchte die Freiheit und fand sie auf seiner Reise durch Deutschland, Polen, Russland, die Mongolei, China, Amerika und Frankreich.**

**BaZ:** Peter Egger, Sie wanderten um die Welt. Sind Sie verrückt?

**PETER EGGER:** Nein, verrückt bin ich nicht. Ich bin ein einfacher Mensch und suchte die Freiheit.

**Wieso sind Sie losgelaufen?**

Weil ich so viele Fragen hatte und Antworten suchte.

**Wer wagt, gewinnt, sagt ein Sprichwort. Dachten Sie das auch?**

Zwischen einem Helden und einem Verlierer ist ein messerscharfer Unterschied. Im Voraus weisst du nicht, ob du gewinnst oder verlierst. Manchmal kann man nur noch gewinnen. Ich glaube, vor der Reise konnte ich nur noch gewinnen.

**Fiel Ihnen das Leben so schwer?**

Ja, ich hatte als Kind und Jugendlicher Mühe in der Schule. Die Leute trauten mir auch später nur wenig zu. Aber ich hatte sehr viele Fragen, deshalb bin ich losgelaufen. Zu Fuss hat man die Möglichkeit, über das Leben nachzudenken. Das war der Grund.

**Wie fanden Sie den richtigen Weg?**

Ich lief hauptsächlich den Strassen oder Bahngleisen entlang. Ich musste mich ja orientieren. Obwohl ich einen Kompass hatte, nutzte er mir nichts, weil er kaputtging. Die Landkarten taugten auch nichts, da sie ungenau waren. Oft fragte ich auch nach dem Weg. Und manchmal habe ich mich verlaufen.

**Sie hatten kaum Gepäck. Auf einen Schlafsack haben Sie verzichtet ...**

Ich wollte nicht so viel Gepäck herumtragen. Ausserdem wird der Schlafsack nass vom Kondenswasser. Es wäre zu umständlich gewesen, ich wollte vorwärtskommen.

**In Weissrussland wurden Sie überfallen, in Russland wurden Sie krank, weil Sie schlechtes Wasser getrunken hatten. Wollten Sie nie die Reise abbrechen?**

Aufgeben kam für mich nicht infrage. Es hat manchmal Mut gebraucht, weiterzugehen, weil ich mich auf



Immer schön der Mauer entlang. Globetrotter Peter Egger nutzte jede Möglichkeit zur Orientierung.

fremdem Gebiet befand und für mich unbekannte Kulturen durchlaufen bin wie Russland, die Mongolei und China. In Amerika brauchte es jedoch einen starken Durchhaltewillen, weil ich von den Staaten aus in Richtung Europa ging. Das Ziel hatte ich klar vor Augen. Ich musste aber feststellen, dass es sehr langsam voranging. Ich wurde ungeduldig und dachte: Ich muss es doch selber schaffen. Niemand geht diesen Weg für mich.

**Worüber haben Sie nachgedacht?**

Über das Leben und Gott, über den Menschen und sein Handeln, über mich und meine Vergangenheit.

**Haben Ihre Füsse gelitten?**

Zwischendurch mehr und dann wieder weniger. Die Schweizer Militärschuhe waren sehr gut, ein Paar hat 6000 Kilometer durchgehalten, das zweite weitere 6000 Kilometer. Danach kaufte ich Turnschuhe. Ich

brauchte insgesamt sieben Paar Schuhe. Vor der Reise hatte ich ein Paar gebrauchte Schuhe von der Armee erhalten. Da sie bereits eingelaufen waren, schmerzten sie höllisch.

**Wo war es am schönsten?**

Vielleicht war es die Natur um den Baikalsee in Russland. Sie hat mich sehr beeindruckt, obwohl die Umgebung sehr gefährlich war. Gut und Böse lebt dort sehr nah beieinander.

**Wie ist das gemeint?**

Die Menschen sind leidenschaftlicher, vielleicht auch transparenter. Alles war konzentrierter als das, was wir in der Schweiz kennen. Wir Schweizer sind weder gut noch böse, sondern etwas dazwischen. Dort bedeutet Böse Messer und Gewalt, und Gut bedeutet Gastfreundschaft und Grossherzigkeit. Ich traf viele Menschen, wurde eingeladen,

bekocht und beschenkt, aber auch überfallen, angegriffen und beschimpft.

**Haben Sie die Natur neu entdeckt?**

Ja. Wenn du ausbrichst aus dem Alltag, dann schaut du alles mit anderen Augen an. Ich habe gelernt, aus der Sicht der Natur zu schauen. Ich habe mich verändert, habe gesehen, dass die Strassen die Natur zerstören, obwohl ich immer darauf gelaufen bin. Ich habe aus der Sicht der Natur auf den Menschen geschaut. Ich war Teil der Natur, habe mich sogar fast ein Hirsch angeknabbert. Ich stellte mich nicht mehr über die Natur, sondern war Teil davon.

**> Multimediavortrag** im Saalbau Rhyпарк in Basel am 29. Januar und im Union Basel am 11. Februar, jeweils 19.30 Uhr.

## Eine Barke im Meer der Töne

András Schiff und sein Orchester

SIGFRIED SCHIBLI

**Über unmusikalische Dirigenten und undisziplinierte Orchester hat er sich genug geärgert. Jetzt ist der ungarische Pianist András Schiff (57) mit seinem eigenen Klangkörper Cappella Andrea Barca dirigentenlos unterwegs.**

An das Bild eines Klaviersolisten und Dirigenten in Personalunion, wie András Schiff es am Donnerstag in einem Bach- und einem Beethoven-Werk abgab, muss man sich erst gewöhnen – auch wenn das vor Jahrhunderten vor der «Erfindung» des Dirigenten vielleicht wirklich so ausgesehen hat.

**KLANG.** Es wirkt schon etwas überraschend, wenn der Mann am Klavier zu Beginn von Beethovens Es-Dur-Klavierkonzert plötzlich aufsteht, ein bisschen dirigiert und sich dann nach ein paar Minuten wieder hinsetzt und weiterspielt. Und ganz wurde man den Verdacht nicht los, dieser Klangkörper würde auch ohne Schiffs eher mitgehende als führende Zeichengebung präzise und inspiriert spielen – kein Wunder, sitzen doch lauter erfahrene Orchestermusiker, Kammermusiker und Professoren im Boot. Seine klangliche Qualität erschloss sich vor allem in der fünfsätzigen Brahms-Serenade in A-Dur.

Vor dem Stadtcasino stand der Lieferwagen von Schiffs bevorzugtem Klavierbauer Fabbrini aus Pescara, drinnen auf dem Podium der schwarz glänzende Flügel. Hell und hart im Ton, wenn er nicht gerade vom Pianisten zart gestreichelt wurde. Schiffs Zugriff aufs Piano ist härter geworden, vielleicht bedingt durch seine Annäherung an die historisierende Aufführungspraxis. In Bachs d-Moll-Konzert gab es neben dem singenden Adagiosatz einige recht massiv angeschlagene Stellen, und auch Beethovens Es-Dur-Konzert klang bewusst nicht immer nur schön.

**KNALL.** Doch Schiff – pianistisch an dem Abend phänomenal in Form – fügte dem triumphalen Ton dieses Werks Momente von faszinierender Subtilität hinzu, so etwa in der Überleitung zum dritten Satz, den er mit einem wahren Knalleffekt begann. Subtil war auch der Anfang des Adagios, in dem er zuerst die Oberstimme deutlich betonte und die Achteltriolen der linken Hand erst allmählich wie aus dem Nichts kommen liess.

Nach dem erstaunlich schlackenlosen und über weite Strecken auch musikalisch erfüllten Konzert begeisterter Beifall und just an Mozarts 255. Geburtstag als Zugabe der langsame Satz aus seinem letzten Klavierkonzert in B-Dur KV 595.

## 90 Jahre Kurt Marti

Fortsetzung von Seite 39

besser ist allerdings – womöglich dankbare – Bejahung unserer Vergänglichkeit. Sie ist vom Schöpfer gewollt und deshalb: heilige Vergänglichkeit.»

**POESIE UND REFORMATIO.** Dieses «weltliche» Schaffen Martis hat mich von Anfang an ebenso berührt wie seine theologischen Schriften. Die aufs Essenzielle verdichtete Poesie, seine lakonische Prosa, die auf das Wort konzentrierte und auf das Wesentliche reduzierte Sprache erschienen und erscheinen mir noch heute als «reformiert» im eigentlichen Sinn.

«Auch und gerade Gott ist nicht selbstverständlich. Daran erinnern uns die Atheisten»: So schreibt einer, der das Primat des Wortes – «sola scriptura» – und den Verzicht auf jegliches ornamentative Beiwerk in seinem Glauben und in seinem Beruf hochhält.

Bleibt die Frage, wie der erfolgreiche und anerkannte Schriftsteller mit zunehmendem literarischem Erfolg und wachsendem Ruhm das Pfarramt interpretierte. Manch einer hätte wohl der Versuchung nicht widerstanden, die manchmal anstrengende und viel Substanz kostende Verkündigung und Seelsorge zugunsten des stillen und ungestörten Schaffens am Schreibtisch zu reduzieren oder sie gar einzustellen.

Nicht so Kurt Marti. Nach seiner Rückkehr von Niederlenz nach Bern 1961 war er Pfarrer an der Berner Ny-

degkirche und liess sich dort erst 1983 mit 62 Jahren pensionieren – zu früh, als dass ich ihn noch selbst auf der Kanzel hätte erleben können.

Kollegen wie der ehemalige Studienleiter am «Forum für Zeitfragen», Pfr. Hans-Adam Ritter, erinnern sich jedoch, dass er eher ein scheuer, bescheiden auftretender, leiser Prediger war als ein mitreissender Redner.

**GOTTES VERBORGENHEIT.** Und damit schliesst sich der Kreis zum literarischen Schaffen Martis, das seine Ausstrahlung aus eben dieser Zurückhaltung bezieht. Die grosse Glocke war Martis Sache nie. Das bestätigt er auch mit einem seiner «Spätsätze»: «Jetzt, da alles ins grelle Licht der Öffentlichkeit gezerrt wird, erquickt Gottes Verborgenheit.»

Ich wünsche Kurt Marti, nicht zuletzt auch im Namen der Theologischen Fakultät der Universität Basel, die ihm den Weg zur Theologie zeigen durfte, alles Gute und Gottes reichen Segen zum 90. Geburtstag.

\* **Prof. Dr. theol. Lukas Kundert** ist Dozent für Neues Testament an der Universität Basel, Kirchenratspräsident der Evangelisch-reformierten Kirche Basel-Stadt und Münsterpfarrer.

> **Kurt Marti:** «Notizen und Details, 1964–2007». Herausgegeben mit dem Verein Reformatio von Hektor Leibundgut, Klaus Bäumlin, Bernard Schlup. Theologischer Verlag Zürich AG, 2010. 1422 S., ca. Fr. 78.–.

Zur Debatte um ein Basler «Haus der Geschichte»

## Haus ohne Haus

VON GREGOR DILL\*

Basel sucht seine Geschichte des 20. Jahrhunderts. Wird man sie im Fusionsprodukt eines real existierenden «Hauses der Geschichte» finden? Oder in einer offiziellen Kantongeschichte? Beides ist fraglich. Die von Regierungspräsident Guy Morin vorgeschlagene Zusammenlegung von Historischem Museum und Antikenmuseum mag allenfalls Sparpotenzial aufzeigen. Sparen hat aber mit Abbauen zu tun und verträgt sich schlecht mit dem Wunsch, gleichzeitig einen neuen Schwerpunkt zu erschliessen. Derweil setzt das Wort «offiziell» die Geschichtsschreibung der Gefahr aus, zum politischen Repräsentationswerk zu verkommen. Offizielle Geschichte stelle man ins Bücherregal, heisst es. Sollte sich Basel eine Investition in die neueste Geschichte erlauben, gibt es spannendere Ansätze. Dabei muss Zeitgeschichte in Basel gar nicht neu erfunden werden: Das 20. Jahrhundert ist keine terra incognita, es ist in vielerlei Hinsicht spür- und sichtbar. Zahlreiche Institutionen engagieren sich – wenn auch nicht ausschliesslich – im Bereich der Zeitgeschichte: Das Staatsarchiv etwa hütet einen einzigartigen Schatz historischer Fotografien und Filme, die schon mehrfach öffentlich gezeigt wurden. Das Museum kleines Klingental hat sich

in der Vermittlung zeitgeschichtlicher Inhalte ebenso hervorgetan wie das Historische Museum mit einzelnen Sonderausstellungen oder das Sportmuseum Schweiz, welches eine der bedeutendsten sportkulturellen Sammlungen der Welt pflegt und immer wieder auf die erinnerungskulturellen und identitätsstiftenden Aspekte des Sports hinweist.

### Infrastruktur und Kompetenzen wären vorhanden, was fehlt, ist ein Gesicht.

Auch historische Agenturen oder Künstlerinnen und Künstler diskutieren die Zeitgeschichte öffentlichkeitswirksam, wie die Beispiele des Teams Stratenwerth oder jenes von Mats Staub zeigen, dessen Langzeitprojekt «Meine Grosse Eltern» in wenigen Wochen im Museum.bl zu sehen sein wird. Wichtiger Akteur auf dem Gebiet der lokalen und regionalen Zeitgeschichte ist nicht zuletzt auch das Historische Seminar der Uni Basel, das ein Labor für zeitgeschichtliche Erkenntnisse darstellt. Nichtsdestotrotz, Zeitgeschichte findet bislang nur am Rande ihren

Platz. Sie flackert punktuell auf. Zufällig. Sammlungen, Räume, Infrastruktur und Kompetenzen wären zwar vorhanden, aufsummiert sogar in gehörigem Masse. Was aber fehlt, ist ein Gesicht. Ein Name. Ein Sprachrohr. Dringend benötigt werden kein neues Haus, keine neuen Räume, keine neue Infrastruktur. Gesucht wird eine Identität. Ein Haus ohne Haus.

Die bestehenden Player müssen sich zusammenschliessen, um der Basler Zeitgeschichte zu einer Identität zu verhelfen. Sie müssen sich untereinander koordinieren, ein Label begründen, Synergien nutzen, die Kräfte bündeln, ein Programm zusammenstellen. Ein «Verein Zeitgeschichte Basel» könnte auf bestehende Sammlungen, auf vorhandene Ausstellungs- und Veranstaltungsräume, ja sogar auf bereits geplante Produktionen zurückgreifen und damit sofort aktiv werden.

Wir gründen jetzt einfach mal den «Verein Zeitgeschichte Basel», ein smartes Vehikel ohne Sammlung und Raum, das dem, was da ist, zunächst Gehör verschaffen will, um es dann auszubauen. Ein gemeinsames Kind. Ein Haus ohne Haus.

\* Gregor Dill (45) ist Historiker, Philosoph und Kurator sowie Leiter des Sportmuseums Schweiz. [www.d-d-m.ch](http://www.d-d-m.ch), [www.sportmuseum.ch](http://www.sportmuseum.ch)